

In freier Stunde

Die Frau vom Heidbrinkhof

Roman von Marie Schmidtsberg

(13 Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden)

Der Sprecher war ein schmächtiger, junger Mann mit blassem, scharfgeschnittenem Gesicht. Durchaus nicht unschön war dieses Gesicht, aber die tiefstehenden, grauen Augen darin hatten einen unangenehm stechenden Blick, und um die schmalen Lippen lag ein fataler Zug. Er reichte dem jungen Heidbrinkbauern lächelnd die Hand.

„Ach — sieh da, Justus Langeweg!“ sagte Hanns. „Guten Morgen. Ja — ich hatte geschäftlich hier zu tun, da muß man wohl heraus.“

„Hoffentlich waren es Geschäfte angenehmer Art. Ich habe Futtermittel gekauft — mein Wagen steht draußen — und einen Haufen Geld ausgegeben. Das ist gerade nicht angenehm bei diesen schlechten Zeiten. Aber willst du dich nicht ein wenig zu uns an den Tisch setzen?“

Justus Langeweg deutete auf einen in der Nähe stehenden Tisch, an dem noch ein paar junge Leute saßen, mit denen er Hanns jetzt bekannt machte. Hanns nahm dankend die Einladung an.

Langeweg war mit der ältesten Wellermanns Tochter verlobt, und Hanns Heidbrink kannte ihn eigentlich erst näher seit der Verlobungsfeier im vergangenen Herbst. Er war kein Hiesiger. Ein Jahr lang war er als Verwalter auf dem Meyerhofs tätig gewesen, und als dann der Besitzer, ein alter Junggeselle starb und die Erben den Hof verkauften, erwarb er sich eine Parzelle und baute sich ein Haus darauf.

Langeweg war nicht beliebt. Er erfreute sich keines guten Rufes, und alle Leute wunderten sich, daß ein so frisches, hübsches Mädchen wie Lisbeth Wellermann Gefallen an ihm fand. Sie hätte wirklich ganz andere Ansprüche stellen können, zumal sie doch auch eine gute Partie war, seit dem alten Wellermann die Erbschaft von seinem Bruder zugefallen war. Aber die Liebe geht oft seltsame Wege. —

Hanns war es wenig angenehm, ihn hier zu treffen. Es trieb ihn nach Hause, und außerdem war Langeweg ihm auch wenig sympathisch. Aber er war der künftige Schwiegersohn seines ersten Nachbarn, und das mußte berücksichtigt werden.

Der Wirt brachte inzwischen den Grog. Als er ausgetrunken war, bestellte Langeweg eine neue Runde und nach ihm die beiden jungen Leute. Man kam ins Plaudern. Das Getränk durchwärmte wohligh den Körper und weckte die erstarrten Lebensgeister. Hanns lehnte sich behaglich in seinen Stuhl zurück. Hier war es wirklich angenehmer als draußen.

Trotzdem war eine gewisse Unruhe in ihm, und als die jungen Leute sich nach einer Weile verabschiedeten, erhob auch er sich.

„Ich muß auch gehen. Es geht auf Mittag.“

Langeweg kniff das linke Auge ein und blinzelte ihn spöttisch an.

„Nanu! Sehnsucht nach der Frau Gemahlin?“

„Das auch,“ sagte Hanns leichtthin. „Und außerdem wird es auch Zeit —“

„Na, na, na!“ Langeweg drohte mit dem Finger.

„Es ist allgemein bekannt, daß Frau Margret ein strammes Regiment führt. Umsonst ist der Heidbrinkbauer nicht so solide geworden.“

Hanns war von seinen Freunden oft gehänselt worden, daß er ein Pantoffelheld sei. Aber da war es so etwas wie gutmütiger Spott gewesen, dem er ganz gelassen begegnete. Langewegs ganzes Wesen dagegen hatte etwas Aufreizendes, Herausforderndes. In seinem Blick und in seiner Stimme lag verdeckter Hohn. Hanns versuchte vergebens, wie sonst gleichmütig und gelassen zu bleiben. Er fühlte selbst, daß es ihm nicht gelang.

„Einmal muß man vernünftig werden und unter das leichtsinnige Junggesellenleben einen Strich ziehen. Das habe ich eingesehen und darum bin ich solide geworden,“ sagte er ärgerlich. „Es wird dir nicht anders ergehen, Langeweg. Wenn man erst eine Familie hat, dann sind tolle Seitensprünge nicht mehr angebracht.“

„Tolle Seitensprünge?! Du liebe Zeit, davon ist ja gar nicht die Rede! Aber daß ich fortgehen und wiederkommen kann, wann ich will, das werde ich meiner Lisbeth von Anfang an beibringen.“

„Nun, soviel Herr meiner selbst bin ich auch noch, das kannst du mir glauben.“ Hanns war wütend auf sich selbst, daß er dieses Gespräch nicht einfach mit ein paar Worten abschneit. Aber dieser hämisch-lauernde Blick zwang ihn ja förmlich, sich zu verteidigen. Er versuchte, seinen Ärger hinter einem überlegenen Lächeln zu verbergen und fuhr in leichtem Tone fort: „Der Verstand kommt mit den Jahren, nicht wahr? Außerdem sind die Zeiten ja heute so schlecht —“

Langeweg unterbrach ihn mit lautem Lachen.

„Hahaha! Nun muß ich wirklich lachen, Hanns. Du willst über schlechte Zeiten klagen, du, der Besitzer eines der schönsten und größten Höfe in der Umgegend? Was soll ich denn sagen auf meiner Klitsche dahinten?“

„Na, du wirst auch nicht darauf verhungern. Dafür sorgt Nachbar Wellermann schon.“

Langeweg schnitt eine Grimasse.

„Mein Schwiegerpapa? Nee, mein Bester, da bist du auf dem Holzwege. Von dem habe ich bis heute noch nicht einen Pfennig bekommen. Du siehst mich so ungläubig an? Ich spreche die Wahrheit.“

Er entzündete sich umständlich eine neue Zigarette und bot Hanns auch eine an.

„Ich weiß wohl,“ fuhr er dann fort, „daß die Leute allgemein der Ansicht sind, Wellermann hätte mir das Geld zum Kauf meines Besitzums geliehen. Das ist aber ein Irrtum. Die Wahrheit ist, daß ich selbst genug besaß, um die Klitsche zu bezahlen. Nun wird dein Gesicht immer ungläubiger. Na, komm, setz dich noch ein wenig zu mir, dann will ich dir erzählen, woher ich das viele Geld habe. Siehst du, das ist vernünftig.“

Halb widerwillig, halb neugierig nahm Hanns seinen Platz wieder ein. Er konnte sich in der Tat nicht denken, wodurch Langeweg in den Besitz so erheblicher Barmittel gekommen sei. Es hieß doch immer, er sei ein ganz armer Teufel.

„Du hast wohl eine Erbschaft gemacht?“ fragte er.

Langeweg bestellte beim Wirt noch ein paar Grog und wandte sich dann lächelnd an Hanns.

„Nee, das nicht. Man kann aber auch noch auf andere Art und Weise rasch und mühelos zu Geld kommen.“ Er machte eine kleine Pause und fuhr dann, jedes Wort betonend, fort: „Ich habe spekuliert.“

„Spekuliert?“ wiederholte Hanns betroffen.

„Jawohl, spekuliert und schweres Geld dabei verdient. Durch Arbeit wird heutzutage keiner mehr reich. Da muß man schon andere Wege suchen. Du bist doch sonst auch nicht auf den Kopf gefallen. Heidbrink, ich wundere mich nur, daß du nicht auch schon mal einen Versuch gemacht hast.“

„Die Sache ist mir zu gefährlich,“ sagte Hanns nachdenklich und noch immer verblüfft.

„Bah! Gefährlich! Das ist ja gerade der Reiz bei der ganzen Geschichte, daß sie nicht ganz gefahrlos ist. Uebrigens ist es ja nicht so schlimm; man muß nur nicht zu waghalsig werden. Ein bißchen Vorsicht, ein bißchen Klugheit und vielleicht auch ein wenig Glück, das ist alles. Ah — da kommt unser Grog. Prost, Heidbrink!“

Hanns tat ihm Bescheid und fühlte das heiße, starke Getränk wie einen Feuerstrom durch die Kehle rinnen. Seine durch die unerwartete Wendung des Gesprächs aufgeschreckten Gedanken jagten wild durcheinander. Plötzlich stellte er sein Glas rasch zurück und fragte:

„Hast du vor dem Zwangsverkauf des Schulthofes im Nachbardorf gehört? Der soll auch auf verfehlte Spekulationen zurückzuführen sein.“

„Hab' ich gehört. Ist auch Tatsache. Ich habe mich erkundigt. Der Mann war zu leichtsinnig und unerfahren, dazu kamen noch verschiedene widrige Umstände. Ich sage ja, nicht zu waghalsig sein. Wie weit man es dann bringen kann, das siehst du ja an mir.“

Langeweg rückte seinen Stuhl ganz nahe an Hanns heran und begann in halblautem, vertraulichem Tone von seinen Geschäften zu erzählen. Es hatte übrigens keine Gefahr, daß sie belauscht wurden. Das Gastzimmer hatte sich jetzt um die Mittagszeit geleert, so daß sie noch die einzigen Gäste waren, und außerdem überlötete die Rundfunkmusik im Nebenzimmer ihre Stimmen.

Hanns lauschte begierig den Worten Langewegs. Sein rasches, leichtes Blut regte sich. Vor seinem geistigen Auge gaukelten lockende Bilder. Wenn er auch Glück hätte! Wenn es ihm auch gelingen würde, so leicht und mühelos alle kleinlichen Sorgen und Nöte loszuwerden! Er dachte an das Geld, das ihm der Landverkauf eingebracht hatte. Wenn er damit den Sprung ins Glück wagte!

Langeweg redete immer weiter, nur ab und zu warf Hanns eine Frage dazwischen. Er entwickelte neue Pläne, ließ zwischendurch die Gläser wieder füllen und warf manchmal einen blitzschnellen, lauernden Blick auf sein Gegenüber. Endlich glaubte er so weit zu sein.

„Nun, wie ist es, Heidbrink?“ fragte er. „Wollen wir nicht bald einmal einen gemeinsamen Schlag wagen? Ich wette, die Getreidepreise steigen in nächster Zeit. Dann wäre gerade der richtige Zeitpunkt.“

Hanns atmete schwer. Er war sehr erregt, wozu auch der reichliche Alkoholgenuß beitrug. Wieder dachte er an das Geld. Er wäre schon entschlossen gewesen, mitzumachen, wenn ihn nicht eine warnende Stimme in seinem Innern und die persönliche Abneigung gegen Langeweg abgehalten hätten. „Das müßte erst noch reiflich überlegt werden,“ sagte er zögernd.

„Herrgott! Ich hätte nicht gedacht, daß du so schwerfällig bist!“ lachte Langeweg ärgerlich.

Er war enttäuscht, gab seine Sache aber nicht verloren. Der Baum fällt eben nicht auf einen Hieb. Und er ließ die Gläser wieder füllen und begann sein Märöver von neuem. Gewinnen würde er doch!

*

Margret Heidbrink stand am Küchenfenster und schaute ein wenig ungeduldig den Gartenweg hinab. Wo Hanns nur solange blieb? Es ging gleich auf zwei Uhr, und er war immer noch nicht aus dem Städtchen zurück. Ob es sehr voll gewesen war auf dem Finanzamte? Vielleicht war er auch irgendwie aufgehalten worden. Aber das Mittagessen war inzwischen fast geworden.

Ein wenig ärgerlich wandte Margret sich um. In diesem Augenblick wurde die Tür, die auf die große Diele führte, geöffnet, und Dietrich Meinhart trat ein.

„Ah, Vater!“ rief Margret erfreut, seinen Gruß herzlich erwidern. „Das ist aber nett von dir, daß du uns einmal besuchst. Komm nur schnell in die warme Stube; es ist draußen so kalt heute.“

Sie begleitete den Alten in das Wohnzimmer und rückte ihm einen Sessel an den Ofen.

„So, nun wärm' dich erst,“ sagte sie. „Gerd schläft noch, aber er wird auch wohl bald aufwachen.“

Dietrich Meinhart nahm die Pfeife aus dem Munde.

„Und Hanns?“ fragte er. „Ist er nicht zu Hause?“

„Nein. Hanns ist zum Finanzamte gefahren und noch nicht wieder zurück.“

„So, so.“ Meinhart warf seiner Tochter einen eigentümlichen Blick zu. „Bloß zum Finanzamte? Oder hatte er noch andere Besorgungen?“

„Nicht, daß ich wüßte,“ sagte Margret verwundert. „Wie meinst du das, Vater?“

„Hatte er nicht auch noch auf dem Amtsgerichte zu tun?“

„Auf dem Amtsgerichte?“ Margret schüttelte erstaunt den Kopf. „Was sollte er denn dort zu tun haben?“

Wieder traf sie ein eigentümlich forschender Blick.

„Solltest du das wirklich nicht wissen?“

Margret wurde unruhig.

„Ich verstehe nicht, was du meinst, Vater.“

„Du weißt also wirklich nicht, daß Hanns heute auf dem Amtsgerichte war, um das Land umschreiben zu lassen, das er an Gründung verkauft hat?“

Die junge Frau war ganz blaß geworden.

„Was sagst du? Aber das — das ist ja Unsinn —“ Sie verstummte. Konnte sie wirklich behaupten, daß es nicht wahr sei? Der Vater würde sicher nicht etwas behaupten, was er nicht bestimmt

wußte. „Wer hat dir davon erzählt?“ fragte sie unsicher.

„Karl Boltmann. Ich war bei Boltmanns, als Karl aus der Stadt zurückkam. Er ist in seiner Eigenschaft als Vormund der Kinder seiner verstorbenen Schwester auf dem Amtsgerichte gewesen und hat Hanns und Gründing dort getroffen. Später ist er dann mit Gründing zusammen heimgefahren, und da hat dieser ihm von der Sache erzählt. Und du weißt von allem nichts?“

„Nein.“

„Hält dein Mann es denn nicht für nötig, so wichtige Angelegenheiten mit dir zu besprechen?“

In Dietrich Meinharts Stimme war ein Grollen. Margret versuchte tapfer, ihre Betroffenheit zu verbergen. Denn größer als ihr Schmerz über das Verhalten ihres Mannes war ihr in diesem Augenblicke das Empfinden, in welcher peinliche und beschämende Situation Hanns sie dem Vater gegenüber gebracht hatte. Gerade dem Vater!

„Hanns bespricht sonst alles mit mir,“ sagte sie mit erzwungenem Lächeln. „Er wird seinen Grund gehabt haben, diesmal zu schweigen.“

„Wieso?“

„Nun, vielleicht hat er gedacht, daß ich ihn von dem Verkauf zurückhalten würde.“

„Du bist also nicht damit einverstanden?“

„Eigentlich nicht. Aber Hanns wird schon wissen, was er tut. Und das Land lag ja auch wirklich ungünstig und brachte nicht viel ein. Ah —“ unterbrach sie sich. „Gerd ist aufgewacht. Hörst du?“

Mit einem erlösten Aufatmen eilte Margret in das Schlafzimmer, um den Kleinen zu holen. Meinhart starrte mit gefurchter Stirn vor sich hin, und erst, als der Kleine jauchzend die Hände nach ihm ausstreckte, erhellten sich seine Mienen. Sie sprachen nun von gleichgültigen Dingen; der Vorfall wurde nicht mehr erwähnt. Nach einer halben Stunde erhob Vater Meinhart sich, um zu gehen. Margret versuchte zwar, ihn noch zu halten, aber im Grunde war sie doch froh, daß er ging. Es fiel ihr so schwer, sich zu verstellen.

Als Meinhart die Türflinke schon in der Hand hatte, wandte er sich in einem plötzlichen Entschluß noch einmal um.

„Sag, Margret,“ fragte er, „ist es wahr, daß dein Mann wieder oft ins Wirtshaus geht? Und daß er wieder Schulden gemacht hat und ihr eure liebe Not habt?“

„Nein!“ sagte Margret rasch und ohne Zögern. „Das tut Hanns nicht. Und Sorgen haben wir nicht mehr als andere Bauern heutzutage auch. Da kannst du ganz ruhig sein, Vater.“

Sie hielt seinem forschenden Blick ruhig stand.

(Fortsetzung folgt.)

Endkampf der Drachen

Von Ludwig Gronow.

Dicht hinter den letzten Häusern gingen schon die Felder an. Ein ungepflasterter, lehmiger Weg verlief sich im niedrigen, harten Gras. Zwischen Spizwegerich und Sauerampfer war nur noch eine schwache Wagenspur erkennbar. Dann kam, von budligen Weiden eingefast, ein Graben. Nicht sehr tief, aber voller Geheimnisse und Wunder. Und dahinter gab es im Herbst nichts weiter als Stoppeln. So weit man sehen konnte, immer nur Stoppeln.

Hier war das Reich der Kinder. War die Schule aus und das Mittagbrot hastig hinuntergeschlungen, dann ging es auf die Felder. Weiter war dort der Himmel als zwischen den Straßen. Jagen konnte man dort, herrliche Spiele gab es und aufregende Abenteuer. Salamander fangen im Graben, belauschen der spielenden Feldmaus im Loch oder Baumhöhlen bauen in den kugligen Stümpfen der Weiden. Das Schönste aber war; Drachen steigen lassen. —

Fünf bis acht Jungens waren immer auf dem Feld zu finden, manchmal auch mehr. Einmal standen sogar vierzehn Drachen gleichzeitig in der klaren Nachmittagsluft, in der noch ein Hauch vom Sommer war. Und stets gab es einen harten Wettstreit, wessen Drachen am höchsten stieg. Die einen schworen auf eine besondere Schwanzbelastung, andere wieder hatten eine eigene Methode des Startens und Aufsteigens und die dritten schließlich gaben auf all dies gar nichts, sondern erforschten und studierten mit kleinen zusammengekniffenen Augen die oberen Luftströme, die Aufwinde, spürten am Zug der Schnur die richtige Lage und ließen sich weder durch Trudeln noch durch Roboldschießen ihrer stolzen Luftfahrer aus der Ruhe bringen.

Seit zehn Tagen hatte sich ungefähr der Endkampf immer nur zwischen zwei Jungens abgepielt, dem dicken Franz und dem kleinen Paulchen. Es war ausgemacht und gar nichts dagegen zu sagen, daß der Franz den schönsten Drachen besaß, den man sich überhaupt nur denken konnte. Ein silberner Mond stand in farbigem, blau und rotem Glanzpapier, goldene Sterne waren darum aufgeklebt, und der Schweif ebenfalls so flitterbunt, schien gar kein Ende nehmen zu wollen. Und dann die Schnur! Kein Junge auf dem ganzen Feld konnte solch eine Schnur aufweisen: mehrere hundert Meter ganz knotenfreier, fester Bindfaden, aufgerollt auf einer kleinen blechernen Trommel. Wenn

man dagegen Paulchens armseligen Drachen sah. Ganz einfach aus geklebtem Zeitungspapier und zwei Blumenstöcken angefertigt, mit einem wüsten Knäuel zusammengeknöteter, mal dicker, mal dünner Strippe, so konnte man gar nicht glauben, daß er imstande sein sollte, dem Franz ein ernstlicher Gegner zu sein. Aber Paulchen war ein pffiger Kopf. Besser als alle anderen wußte er, wann er die Schnur anziehen und wann er sie nachlassen mußte, hatte eine ausgesprochene Nase dafür, Luftlöcher und plötzliche Böen zu vermeiden. Wenn der Franz bisher doch immer gewonnen hatte, so konnte es nur an dem silbernen Mond, an den goldenen Sternen oder an der weit längeren Schnur liegen.

In der Stadt wußte man von dem Wettkampf der Kinder. Der Franz sorgte schon dafür, daß sein Sieg bekannt wurde, und auch Paulchen war in allen Ecken als eifriger Bindfadenjäger berühmt. Wenn Sonntags die Leute am Stadtrand spazierengingen, so zeigten sie ihren Kindern die bunten Flatterpunkte über den Feldern und sagten: Seht, das sind Windschaukeln, da sitzen die Engel drauf. Wenn ihr so groß seid wie der Franz, dann dürft ihr auch eine Luftschaukel steigen lassen. Auch der alte Buzmann, der ein Papiergeschäft dicht neben der Schule hatte, hörte davon. Und da er ein großer Kinderfreund war, machte er sich eines Tages einen besonderen Spaß, für den Sieger im Wettkampf den schönsten Drachen zu stiften, den er in seinem Laden hatte. Der war gelb wie eine Zitrone, hatte leuchtende Ringe und schräge Streifen, violette Buscheln und war ganz groß und trotzdem federleicht. Er war ein wahres Prachtstück. Und dreihundert Meter neue Schnur wollte Herr Buzmann noch dazugeben.

Der Tag der Entscheidung kam. Am Vormittag hatte es etwas geregnet, jetzt war die Luft wieder klar, ein leichter Wind blies aus Südwesten. Alle Kinder waren mit ihren Drachen in Ordnung, trafen ihre Vorbereitungen und dann ging es los. Gleich zu Anfang schieden zwei Teilnehmer aus, die sich miteinander unlöslich verheddert hatten. Kurz danach folgten noch andere, deren Drachen urplötzlich wie Steine aus der Luft fielen und beim Ausprall zerbrachen. Bald war es klar, daß wieder nur noch Franz und Paulchen als Konkurrenten übrig blieben. Jeder sollte sich melden, wenn er den höchsten Stand erreicht zu haben

glaubte, und dann sollte die Höhe an der Schnur gemessen werden. Mit bloßen Augen war nicht zu erkennen, wer bis jetzt höher stand, Franz oder Paulchen. Hin und her gingen die Meinungen und Ansichten. Allein Franz und Paulchen waren davon unberührt, sie hatten nur ihre Segler im Auge, wechselten des öfteren ihren Standort, ließen die Schnur ab, zogen sie wieder an und starrten unablässig in die Luft. Das Paulchen schien diesmal ein kleines Stückchen höher zu stehen.

Da kam ein plötzlicher, ein unerwarteter Windstoß, der kleine Drachen aus Zeitungspapier verlor an Höhe, überschlug sich einmal, noch einmal, reagierte nicht mehr auf den Zug der Schnur. Alle schrien auf. Er war nicht mehr zu halten, so schnell Paulchen auch lief, dicht neben Franz fiel der Drachen zu Boden. — Nun, das war nicht so schlimm. Man ließ ihn einfach noch einmal aufsteigen und paßte dann besser auf. Paulchen war ganz zuversichtlich. Aber als er neben Franz stand und seinen Sturzvogel aufheben wollte, erhielt er von seinem Rivalen, absichtlich oder unabsichtlich, einen Stoß. Er kippte etwas, trat daneben und mitten hinein in seinen kleinen Drachen. Das Papier zerriß und das Gestänge zerbrach. Nun war alles aus. Der Zitronengelbe war verloren, und Paulchen, ein tapferer, kleiner Mann, verbiß sich die Tränen.

Franz war jetzt der alleinige Beherrscher der Luft. Doch sein Drachen stand ihm noch immer nicht hoch genug. Auf einmal rollte er die ganze Schnur ab, sprang auf und fing an zu laufen, rannte über das ganze Feld. Höher sollte er noch steigen, der silberne Mond! Die Kinder schrien und jubelten. Nur Paulchen stand und kniff die Augen zu. Denn plötzlich hatte er etwas erkannt, etwas Furchtbares. Der Franz war verrückt, der Franz sah ja gar nicht mehr, wo er hinlief. Der rannte ja mit seinem Drachen unter die Starkstromleitung! Und auf einmal wußten es alle, sahen den hohen Drachen, die nahen Drähte und den darauf loslaufenden Franz. Sie schrien: „Franz!! Franz!! Bleib stehen!! ..“ Der aber hörte nichts, sondern lief nur und lief.

Da riß sich Paulchen die schweren Stiefel von den Füßen, sein Leib spannte sich wie eine Feder und barfuß schnellte er über die Stoppeln. Gleich war der Franz unter der Leitung. Die letzten Meter... Mit einem großen Sprung erreichte er ihn. Der Ausprall warf beide zu Boden und schon fing sich die freie Schnur in den Drähten. Der silberne Mond stürzte ab. Aber Franz lebte, schwarz war sein Gesicht nur von Schmutz. Er sah nach oben, und plötzlich hatte er begriffen. Scheu und verlegen strich er über Paulchens aufgeschlagenes Knie.

Arm in Arm, pustend und schnaufend, kamen sie schließlich wieder bei den übrigen an. Für diesen Tag war es aus mit den Drachen. Nur eine einzige Handlung gab es noch zu tun, und mit einem glücklichen Kinder Gesicht nahm Franz den zitronengelben Drachen, den Siegerpreis, von Herrn Buzmann in Empfang und legte ihn wortlos in Paulchens kleine schmutzige Hände.

Das graue Kabriolett

Kriminalskizze von Conny Rother.

In der langen Reihe parkender Kraftwagen steht ein graues Kabriolett. Es sticht nicht ab gegen die anderen Wagen. Fachleute jedoch sehen auf den ersten Blick, daß dieses Gefährt mit allem Luxus ausgestattet, kurz: etwas Besonderes ist.

Dem Kabriolett nähert sich eine elegante Blondine. Sie wartet anscheinend auf jemand, denn ihre Augen sehen suchend nach allen Seiten. Lässig lehnt sie jetzt an dem grauen Wagen. Ihr Blick fällt auf das Armaturenbrett, wo — sträflicher Leichtsinns — neben der tickenden Uhr die Wagenschlüssel stecken.

Wenige Augenblicke nur steht die Dame, dann scheint ihre Geduld zu Ende. Hastig und ärgerlich nimmt sie auf dem Führersitz Platz. Der Anlasser surrt. Der Motor springt an. Langsam fährt der Wagen aus der Reihe und jagt dann metallisch klingend davon.

In diesem Augenblick setzt sich ein zweiter, ein schwarzer Wagen in Fahrt. Die zwei Herren hinter einer Wind-

schutzscheibe scheinen für die blonde Fahrerin besonderes Interesse zu haben. Sie lassen das graue Kabriolett nicht aus den Augen und sind sichtlich bemüht, ihm auf der Spur zu bleiben.

Auch die Blondine hat mit Hilfe des Rückspiegels den schwarzen Wagen bemerkt. „Sie verfolgen mich!“ murmelt sie, ihr Gesicht zeigt den Ausdruck ernsthafter Entschlossenheit. Energisch tritt ihr Fuß den Gashebel nieder.

Der schwarze Wagen erhöht seine Geschwindigkeit ebenfalls, bleibt im gleichen Abstand hinter dem Kabriolett. An einer der nächsten Straßentkreuzungen stoppt jedoch das rote Licht der Verkehrsampel seine Fahrt. Im Rückspiegel sieht die Blondine, wie der Verfolger hält. Ein triumphierendes Lächeln spielt um ihre Lippen. Sie lenkt das Kabriolett in eine Querstraße, passiert noch mehrere Ecken und hält vor einem kleinen Kaffeehaus. Ohne Eile verläßt sie den Wagen und betritt das Lokal. Ihr Suchen hat rasch Erfolg. Mit kurzem Gruß tritt sie zu einem Herrn an den Tisch. Wenige Worte werden getauscht, dann verabschiedet sich der Herr.

In diesem Augenblick hält draußen auch der schwarze Wagen. Die Herren steigen aus; einer betritt das Lokal und tritt an den Tisch der Blondine: „Gestatten Sie, mein Gnädigste!“

Die Dame nickt während und vertieft sich wieder in die Lektüre.

„Ich schätze mich glücklich. Sie trotz des roten Lichtes gefunden zu haben!“ Mißtrauisch sieht sie den Sprecher an: „Der Herr in dem schwarzen Wagen waren Sie?“

„Zu dienen. Ich wollte Ihre Bekanntschaft um jeden Preis machen und freue mich, daß es gelungen ist.“

Ein spöttischer Blick trifft den Herrn: „Gelungen? — Das wird von Ihnen abhängen, Herr...“

„Fritz Werner!“ beeilt sich der Herr seinen Namen zu nennen. Damit ist das Eis gebrochen. Eine Unterhaltung ist bald im Gange. Die blonde Schöne gesteht ihrem Tischgenossen in Gedanken zu, ein amüsanter Blauderer zu sein. Man spricht auch von dem grauen Kabriolett. Der Herr erwähnt die Möglichkeit des Diebstahls.

„Bah, Autodiebe!“ jagt die Dame geringschätzig.

„Stellen Sie das nicht in Abrede. Gerade in den letzten Wochen hat eine gerissene Bande eine ganze Anzahl Wagen gestohlen.“

Die Blondine sieht den Sprecher zweifelnd an: „Sie glauben, daß es eine solche Bande gibt?“

„Warum nicht? Vor Tagen erst war man ihr auf der Spur. Es entspann sich eine rasende Verfolgung. Leider gelang es den Banditen zu entkommen.“

„Wie schade!“ sagt die Blondine gedehnt, zahlt und trifft Anstalten, zu gehen. Auch der Herr zahlt. „Darf ich Sie noch an Ihren Wagen begleiten, gnädiges Fräulein?“ bittet er.

Mit einem toletten Augenaufschlag sagt sie zu. Gemeinsam gehen die beiden. Kaum betreten Sie die Straße, als die Blondine aufschreit: „Mein Wagen ist gestohlen — —!“

Tatsächlich ist der Platz, auf dem das graue Kabriolett gestanden hatte, leer. „Ich muß sofort zur Polizei!“

„Warum?“ gibt der Mann gelassen zurück. „Sie brauchen doch nur jenem weißen Strich zu folgen. Er führt zu Ihrem Wagen.“

Die Dame wird aschfahl. „Wieso?“

„Aber ich bitte Sie, das ist doch ganz einfach. Ihr Wagen hat anscheinend gleich der Pumpe für die Treibstoffzufuhr noch eine zweite, mit der während der Fahrt eine weiße Farbe auf die Straße geleitet wird.“

Sollten Sie denn Ihren Wagen nicht kennen?! Ohne die Farbe hätte ich Sie nie gefunden...“

„Das ist doch nicht möglich?“ stöhnte die Dame.

„Sie dürfen mir glauben, denn ich selbst habe diese Borrichtung in das graue Kabriolett einbauen lassen. Sie hatten die Liebenswürdigkeit, entsprechend meiner Berechnung Gefallen an dem Kabriolett zu finden und uns so die Spur zu der Diebesbande zu zeigen. Erregen Sie kein Aufsehen und steigen Sie in meinen Wagen. Sie sind verhaftet!“ — Leichenblässe bedeckt trotz der Schminke das Gesicht der Frau.

„Ihre Komplizen finden Sie sicher schon im Präsidium. Wir haben uns gewissermaßen verplaudert.“